

Sammelbesprechungen

Klassiker-Test: Zehn Einführungen

Tim Seidenschnur / Johannes Weiß

- Amalia Barboza, Karl Mannheim. Konstanz: UVK 2009, 158 S., kt., 14,90 €
Michael Berger, Karl Marx. Paderborn: W. Fink 2008, 99 S., kt., 9,90 €
Heike Delitz, Arnold Gehlen. Konstanz: UVK 2011, 152 S., br., 14,90 €
Matthias Junge, Georg Simmel kompakt. Bielefeld: transcript 2009, 108 S., br., 9,80 €
Dirk Kaesler, Max Weber. München: C.H. Beck 2011, 128 S., br., 9,20 €
Volker Kruse / Uwe Barrelmeyer, Max Weber. Eine Einführung. Konstanz: UVK 2012, 153 S., kt., 17,99 €
Michaela Pfadenhauer, Peter L. Berger. Konstanz: UVK 2010, 136 S., kt., 14,90 €
Daniel Šuber, Émile Durkheim. Konstanz: UVK 2012, 150 S., kt., 14,90 €
Dirk vom Lehn, Harold Garfinkel. Konstanz: UVK 2012, 154 S., kt., 14,99 €
Dietmar J. Wetzel, Maurice Halbwachs. Konstanz: UVK 2009, 129 S., br., 14,90 €

Schlüsselwörter: *Klassiker der Soziologie – Perspektiven in der Wissenssoziologie – Max Weber – Georg Simmel – Karl Marx*

In der Anhänglichkeit der Soziologie an teils sich durchhaltende, teils kommende und gehende „Klassiker“ kann man ein Zeichen ihrer fortdauernden Unreife erkennen, aber auch den Ausdruck eines intellektuellen Anspruchsniveaus und Qualitätsbewusstseins, an dem gemessen neue Erklärungen, Begrifflichkeiten und Denksysteme nicht als per se sachadäquater, genauer und also hilfreicher gelten müssen – dies umso weniger, als manche schon nach wenigen Jahren erstaunlich alt aussehen. Über den rechten Umgang mit den als klassisch eingeschätzten Autoren und Werken ist aber auch damit wenig gesagt. Er kann nur darin bestehen, der Sicherung und Steigerung der Anspruchshöhe, der Komplexität und der fachübergreifenden Kommunikabilität zu dienen und eben nicht der selbstgenügsamen, oft auch überheblichen Ab- und Einschließung in diese oder jene Denktradition und -schule.

Von den hier zu besprechenden Publikationen ist dies a fortiori zu erwarten, sofern sie nicht zur Initiation in persönliche Erfahrungs- und Lebensformen, sondern eben zur Einführung in für das gegenwärtige Ganze der Soziologie bedeutsame Denkwege und Denkleistungen dienen (sollen). Ihre Beurteilung wird sich deshalb von der Frage leiten lassen, ob das Klassische der behandelten Autoren und Werke in dem sichtbar gemacht wird, was exzeptionell, vielleicht sogar ganz singulär ist und zugleich und eben deswegen nicht überholt und erledigt, sondern weiterhin – oder erneut – herausfordernd.

Damit ist gesagt, dass es ganz falsch wäre, an diese Einführungen einen einfachen und einheitlichen Maßstab anzulegen. Wie unangemessen das wäre, wird an den beiden Max Weber gewidmeten Publikationen besonders deutlich, aber auch an der Art und Weise, wie Michael Berger es unternimmt, die Gegenwärtigkeit des Denkens, des Werks und der Wirkung von Karl Marx vor Augen zu führen. Weder die Verständnisvoraussetzungen noch die Zugangswege, weder die zu wählenden Schwerpunkte noch die übergreifende Zielsetzung sind, so zeigt sich, solchen Einführungen verbindlich vorgegeben.

Das Buch von Volker Kruse und Uwe Barlmeier ist eine kaum Vorkenntnisse in der Sache voraussetzende, bedachtsam voranschreitende, das zur Information und Urteilsbildung von Studierenden unverzichtbare Wissen durchsichtig und klar präsentierende Einführung in die Soziologie Webers comme il faut, und zwar auch insofern, als sie über die wichtigsten werk- und wissenschaftsgeschichtlichen Zusammenhänge ihrer Herausbildung, ihre wechselfolle Wirkungsgeschichte und ihre gegenwärtige Bedeutung und Beanspruchung informiert.

Neben der Behandlung der unumgänglichen und in der Vielzahl der Einführungen durchgehend zu findenden Schwerpunkte (Grundbegriffe, Protestantische Ethik etc.) heben die Autoren sehr zu Recht hervor, dass diese Verstehende, auf Werturteilsfreiheit (im zutreffend geklärten Sinne) bestehende und auf ein differenziertes begrifflich-theoretisches „System“ nicht verzichtende Soziologie der Idee einer historischen Sozialwissenschaft verpflichtet blieb. Der ausgesprochen didaktischen Zielsetzung entsprechen die regelmäßigen Zusammenfassungen, biographisch-steckbriefartigen Ergänzungen und beurteilenden Kommentierungen.

Insbesondere Webers großes Thema: der moderne okzidentale „rationale“ Kapitalismus, seine Eigenart, seine ebenso kontingenten wie komplexen Entstehungsbedingungen und sein wesentlicher Beitrag zum „stahlharten Gehäuse“ der Hörigkeit, erfahren, unter Rekurs auf den einschlägigen Forschungsstand, aus gutem Grund eine eingehende und kritisch abwägende Behandlung, das nicht erst aus heutiger Sicht Fragwürdige und zuweilen schwer Erträgliche seiner politischen Positionen und Äußerungen wird durchaus nicht verschwiegen. Letzteres ist umso wichtiger, als es die – aus Webers eigener Sicht grundfalsche – Vorstellung gar nicht erst aufkommen lässt, politische Urteilskraft sei eine logisch zwingende Funktion und Folge von herausragender Intelligenz, Weltkenntnis und Gelehrsamkeit.

Von Kruses und Barlmeiers Buch unterscheidet sich das Kaeslersche nach Art und Anlage so sehr, dass es sich kaum noch als „Einführung“ betrachten und so auch nur zu Kontrastzwecken in diese Besprechung einbeziehen lässt. Dass Kaesler über das für eine instruktive Einführung erforderliche Wissen und Können verfügt, hat er durch die Tat hinlänglich bewiesen. Mit dem nun vorlegten kleinen Buch scheint er aber die Absicht zu verfolgen, nach so vielen Jahren der intensivsten Beschäftigung mit Person, Leben und Werk Max Webers sich kurz und bestimmt einerseits über das Besondere, Bedeutende und Bleibende, andererseits und vor allem aber über das Problematische zu äußern.

Kaesler gruppiert seine sehr lebendig geschriebenen, intellektuell fordernden, durchgehend auf die ideen- und wissenschaftlichen sowie politischen Kontexte rekurrierenden Erörterungen um zentrale Stücke des Weberschen Werks – die Protestantismus-Untersuchung, die Abhandlungen zur Objektivität und zur Werturteilsfreiheit sozialwissenschaftlicher Erkenntnis sowie die Vorträge über Wissenschaft und Politik als Beruf. Dabei wird im Sinne der wohl nicht zu Unrecht unterstellten Zielsetzung nachdrücklich das

Große und Bleibende, etwas nachdrücklicher und nicht ohne Enthüllungsgestus das Verfehlte und Fragwürdige herausgestellt. So spricht Kaesler von der „Überfülle der logischen-denkerischen Fähigkeiten“ und der „überragende(n) Kombination von Abstraktionsvermögen und realistischer Detailbezogenheit“ Webers, aber auch davon, dass er sich als junger Gelehrter als „rücksichtsloser Nationalist“ mit „zuweilen rassistischen Äußerungen“ hervorgetan habe, die „nicht als Spinnereien eines jugendlichen Idealisten abgetan werden können, sondern eingeordnet werden müssen in einen längeren intellektuellen Reifungsprozess“ (30). Dass dieser „Rassismus“ nicht, jedenfalls nicht primär und auf Dauer, biologischer und definitiv nicht antisemitischer Art war (auch nicht in der damals verbreiteten Form eines „akademischen“ Antisemitismus), bleibt unerwähnt, ebenso der Tatbestand, dass Weber den rigorosen machtpolitischen Nationalismus in einem intellektuellen und politischen „Reifungsprozess“ seiner späten Jahre besser als viele andere bedeutende Gelehrte unter Kontrolle gebracht hat (s. seine Schriften und Reden zur „Neuordnung Deutschlands“, 1918–1920). Zu Webers Protestantismus-Abhandlung wird gesagt, dass sie trotz ihrer Schwächen und der ihr entgegengebrachten begründeten, vornehmlich geschichtswissenschaftlichen Kritik „keineswegs in das Archiv historischer Kuriositäten (zu) verbannen“ sei (60). Zugleich aber wird sie nicht nur als – erfahrungswissenschaftlich doch höchst fragwürdige – „große Erzählung“ qualifiziert, sondern abschließend mit einer von Heinz Steinert (2010; dazu Weiß 2011) übernommenen saloppen Behauptung abgetan: „Max Webers aparte Idee, Kapitalismus zu der unbeabsichtigten Nebenfolge von religiöser Weltabgewandtheit zu machen, ist zwar hübsch, aber historisch falsch“ (59). Dirk Kaesler wusste einmal, und er weiß vermutlich noch immer, dass genau diese Simplifikation über viele Jahre hinweg nur von denen vertreten wurde, die sich nachweislich weder auf Webers Untersuchung noch auf das von ihm zu deren begrenztem Erklärungsanspruch Gesagte eingelassen hatten. Im gegebenen Falle mag man sie als Form der Entlastung von einer „großen Erzählung“ resp. von jahrzehntelanger, unermüdlicher „Weberforschung“ verstehen und hinnehmen. Fände sie sich in einer studentischen Hausarbeit oder Klausur, würde man sie nicht durchgehen lassen können.

Ebenfalls als Resultat einer langjährigen persönlichen Auseinandersetzung mit einem Meisterdenker ist Michael Bergers Durchgang durch das Marxsche Werk und seine Folgen aufzufassen. Auch hier hat man es nicht mit einer systematisch aufgebauten Darstellung zu tun, sondern mit dem kritischen und selbstkritischen Nachvollzug eines intellektuellen, aber gewiss auch praktisch engagierten Lernprozesses. Das ersetzt keine Einführung, ist aber doch geeignet, eine solche zu ergänzen, weniger zwar mit den ans Ende gestellten Informationen zu Leben, Werk und politischem Engagement, wohl aber mit dem, was zur wechselvollen politischen Wirksamkeit des Marxschen Denkens sowie, im zentralen Kapitel, zu dessen Ricardo aufnehmenden und Hegel anthropologisch umdeutenden Leitidee der Vergesellschaftung durch Arbeit gesagt wird. Die Frage, warum Karl Marx nie auf die Idee gekommen ist, sein Werk der Soziologie zuzurechnen, und doch seit jeher und bis heute als einer ihrer größten und einflussreichsten Vordenker, also „Klassiker“, gilt, liegt allerdings außerhalb des Interesses von Michael Berger.

Bei den im Folgenden zu besprechenden Bänden handelt es sich durchgehend um Einführungen in den Entstehungszusammenhang, die wesentlichen Teile und die gegenwärtige Relevanz eines bedeutenden Soziologen für etwas fortgeschrittene und/oder gut angeleitete Studierende der Sozialwissenschaften sowie für alle, die sich mit diesem oder jenem Klassiker bis dato nicht näher beschäftigen konnten oder vor langer Zeit Gelesenes

nicht mehr in seinem Zusammenhang präsent haben, nun aber aus gegebenem Anlass das Versäumte nachholen, das Vergessene reaktivieren wollen.

M. Junges Buch kann nur bedingt als systematisch und nur hinsichtlich des Umfangs als „kompakt“ gelten, doch stehen dem durchaus eigene Stärken und Vorzüge gegenüber. Es ist keine Einführung, *wenn* darunter eine möglichst wenig Vorwissen voraussetzende Darstellung des Ganzen eines Werkes, einschließlich der wichtigsten lebens- und werkgeschichtlichen Bezüge, verstanden wird, die sich bei schwierigen und in der Forschung umstrittenen Fragen mit unterschiedlichen Festlegungen zurückhält. Einem solchen Verständnis entspricht es z. B. nicht, dass Junge (42f.) zur ebenso zentralen wie höchst klärungsbedürftigen Form-/Inhaltunterscheidung eine Lösung vorschlägt, die selbst Simmel-Kennern schwer verständlich und, jedenfalls bis auf weiteres, nicht überzeugend erscheinen wird. Ähnliches gilt für das Verhältnis von Soziologie und philosophischer Reflexion, insbesondere in der späten, aber schon im Umkreis der „großen“ Soziologie (1908) einsetzenden Phase des Simmelschen Denkens. Dass die von Simmel in *Grundfragen der Soziologie* eingeführte „Philosophische Soziologie“ die Grenzen des soziologisch Erforschbaren prinzipiell überschreitet, wird von Junge zwar deutlich gesagt – nicht aber, dass darin der Übergang zu einer „Metaphysik“ der Individualität vollzogen wird, die Simmel seit langem vorrangig und in den letzten Jahren als eigentliches Telos seines Denkens ausschließlich beschäftigt hat.

Was das Systematische angeht, so besitzt das Buch zwar eine durchsichtige und wohlbegründete Gliederung, doch wird das bestimmende und durchlaufende „thematische Zentrum“ des Simmelschen Denkens („Individualität und Individualisierung“) erst erörtert (65ff.), nachdem die wichtigsten Arbeiten nacheinander und im Wesentlichen je für sich, vorgestellt worden sind. Das geschieht mit Hilfe eines von Parsons entlehnten Bezugsrahmens, der einer Betrachtungsweise entgegenkommt, nach der Simmels soziologische Analysen in der Metaphysik der Individualität (mit ihrem „individuellen Gesetz“) ihren Abschluss finden – obwohl sie deren eigentliches Problem zwar im Blick haben und umkreisen, jedoch *als* soziologische zugleich verfehlen müssen. Warum diese „Blindstelle“ (62) vor allem (und nicht am wenigsten) eine „handlungstheoretische Soziologie“ kennzeichnet, wie Junge meint, erschließt sich nicht.

„Kompakt“, also gedanklich dicht gefügt, sind die Darlegungen (demnach) nicht aufs Ganze gesehen, wohl aber innerhalb der einzelnen Teile, auch, aber nicht in erster Linie, wegen der des Öfteren verwendeten tabellarischen Zusammenfassungen. Das gilt auch für die beiden längeren Stücke zur *Einleitung in die Moralphilosophie* (23ff.) und zur Religionssoziologie (48ff.); warum sie, vor allem der zweite, als „Exkurse“ abgetrennt und abgehoben werden, ist allerdings von der Sache her schwer zu verstehen. Allzu kompakt sind zwei Schlusskapitel zum Simmel-Weber-Durkheim-Vergleich und über „Simmel heute“.

Insgesamt ist Junges Buch einer intensiven Beschäftigung mit Simmels – auch durch ausgewählte Lektüre-Empfehlungen nahe gebrachtes – Werk sehr förderlich, dies auch da, wo es zur Kontroverse Anlass gibt.

Daniel Šubers Einführung in Émile Durkheims Denken und Werk ist in der Reihe „Klassiker der Wissenssoziologie“ erschienen. Dies umfasst Gelehrte, die die Wissenssoziologie zu ihrem Spezialgebiet oder zum Schwerpunkt ihrer Forschung gemacht haben (wie etwa Max Scheler) ebenso wie solche, bei denen die Soziologie insgesamt und überhaupt als Wissenssoziologie verstanden und betrieben wird. Šuber tendiert dahin, das Durkheimsche Werk im Sinne der zweiten Möglichkeit zu interpretieren. Zunächst aller-

dings wird die Lebensgeschichte Durkheims am Leitfaden der allgemeineren Frage dargestellt, wie sich bei Durkheim die Vorstellung herausbildete, „dass seine Fragen von den herkömmlichen sozialwissenschaftlichen Erklärungsformen nicht befriedigend gelöst werden und es deshalb einer neu zu begründenden Disziplin bedarf“ (25, zit. nach Mauss 1992: 27). Unter diesem Gesichtspunkt werden die familiäre und schulische Erziehung sowie das Studium in den Blick genommen, außerdem der Einfluss von Vorbildern wie Émile Boutroux (21), des Freundes Jean Jaurès (17) und des Konkurrenten Henry Bergson (17). Danach aber geht es um „die Rekonstruktion von Durkheims wissenstheoretischen Positionen“ (63), also um die Auslegung der Durkheimschen Soziologie als einer Soziologie des Wissens.

Die wissenstheoretischen Positionen findet Šuber in Durkheims Definition von Gegenstand und Methodik der Soziologie, in der Art und Weise, in der soziologische Tatbestände durch „Initialdefinitionen“ (65f.) erfasst werden und in seinen Überlegungen zum Relationismus (67). Diese besondere Sichtweise hat aber durchaus nicht zur Folge, dass wesentliche, zum klassischen Begriffs- und Wissensbestand der Soziologie gehörende Teile des Durkheimschen Werks unberücksichtigt oder auch nur unterbelichtet blieben. Alle zentralen Themen und begrifflichen Unterscheidungen Durkheims – Arbeitsteilung, Individualisierung, Anomie, die Typen der Solidarität und des Selbstmordes, die auf (vermeintliche) „Elementarformen“ zurückgreifende, aber vom Gegenwärtigen motivierte und auf Zukünftiges gerichtete, von Šuber (95ff.) als „Soziologie des Erkennens“ interpretierte Theorie des „religiösen Lebens“ – werden ebenso kenntnisreich wie klar behandelt. Erst da, wo es Šuber darum zu tun ist, Durkheims Bedeutung im Zusammenhang aktueller Forschung darzulegen, lässt sich seine wissenssoziologische Perspektive nicht mehr mit den theoretischen Anschlüssen verbinden, die man normalerweise in einer Einführung zu diesem Klassiker erwarten würde. Hiermit ist gesagt, dass der große Einfluss Durkheims auf die Wissens-Soziologie von Peter L. Berger und Thomas Luckmann (und die davon bestimmte Wiederentdeckung Durkheims) stärker hervorgehoben wird als in einer allgemeinen Einführung, wie auch der Tatbestand, dass Hans Peter Müller dessen ungeachtet noch vor einem Jahrzehnt (2003) von Durkheim als einem weiterhin verkannten Wissenssoziologen sprechen konnte (127f.).

Gerade umgekehrt verfährt Amalia Barboza bei ihrer Einführung: Karl Mannheim gilt gemeinhin als Wissenssoziologe im engeren Sinne und, neben Max Scheler, wichtigster und wirksamster Gründervater und Klassiker dieses Teilgebiets soziologischer Forschung. Diese Wahrnehmung ist nicht falsch, doch hebt die Autorin daneben, in einigen Abschnitten auch vorrangig den Einfluss Mannheims auf die Entwicklung der Soziologie insgesamt, zumal der deutschen, hervor. In diesem Zusammenhang verweist sie zunächst auf die Rolle einiger Schüler Mannheims, insbesondere des bedeutendsten und einflussreichsten: Norbert Elias. Vor allem dessen Hauptwerk „Über den Prozeß der Zivilisation“ lasse sich, konstatiert Barboza, als „wissenssoziologische Arbeit im Sinne Karl Mannheims“ (114) lesen. Neben diesem mittelbaren gebe es einen Einfluss Mannheims, der mit großer Verzögerung eingetreten sei, so im Falle des Aufsatzes „Das Problem der Generationen“ oder der „dokumentarischen Interpretation“, die mit einiger Verspätung ihre Systematisierung zur dokumentarischen Methode erfährt (Bohnsack 1991).

Darüber hinaus ist die Lektüre von Barbozas Einführung vor allem in dreifacher Hinsicht instruktiv. Erstens – und das wohl vornehmlich – leistet sie die für eine Einführung notwendigen Erklärungen zu Schlüsselbegriffen und theoretischen Konzeptionen Karl

Mannheims. Dazu zählen die „genetische Betrachtung“ (45), die „dokumentarische Interpretation“ (51), die Definition von „Generationseinheiten“ (70) und in hervorgehobener Bedeutung seine Experimente mit den „Denkstilen“ (72ff.). Zweitens lässt sich aus dieser Beschreibung heraus ein Blick auf die soziologische Disziplin insgesamt werfen, wie Mannheim sie verstanden hat. Man kann das an der Beschreibung der genetischen Einstellung nachvollziehen: „Die soziologische Betrachtung gehört im Grunde genommen zur genetischen Einstellung, da sie es nicht mit der Beurteilung der ästhetischen Norm eines Kunstwerks oder der Wahrheitsbestimmung einer philosophischen Idee [...] zu tun hat, sondern mit der Untersuchung der historischen, sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen, welche die kulturellen Gebilde zustande gebracht haben. Der Soziologe fragt nicht, ob ein philosophisches Traktat richtig ist, sondern in welchem historischen und sozialen Rahmen und unter welchen Bedingungen dieses entstanden ist“ (45). Drittens ermöglichen Mannheims Erkundungen unterschiedlicher Denkstile auch immer einen Blick auf die Geschichte der Soziologie und das Feld pluralistischer Strömungen, in dem sie als selbstständige Disziplin entstanden ist.

Barboza (25ff.) berichtet, wie viel sachliche Kritik und Ablehnung Mannheim als „Shooting-Star“ (18, zit. nach Matthiesen 1989, 72) der Soziologie seinerzeit erfuhr. Etwa von Werner Sombart, der bestimmte Erkenntnisse in der Wissenschaft als allgemeingültig erachtete und nicht als relationierbare Denkstile sah (27), oder von Max Horkheimer, der Karl Mannheim noch viel schärfer formulierend vorwarf: „Die Wissenssoziologie verunmögliche, wirkliche Erkenntnisse von Ideologien zu unterscheiden, da sie mit dem ‚totalen Ideologiebegriff‘ (Horkheimer 1982 [1930]) allen Erkenntnissen weltanschauliche Gründe unterstelle“ (33). Barboza verweist auch auf die Brüche, zu denen der Nationalsozialismus und die durch ihn erzwungene Emigration in Mannheims akademischem Wirken geführt haben. Sie tut dies aber nur beiläufig und rechtfertigt mit der Aussage, dass Mannheim sich im englischen Exil „dann anderen Themen widme[te]“ auch, warum sich ihre Einführung mit Mannheims Zeit nach seiner Emigration (fast) nicht befasst (10). Man mag das aus ihrem klaren Fokus auf die Wissenssoziologie und Mannheims systematischem Programm in diesem Bereich erklären und verstehen können, von einer Einführung in den „Klassiker“ Karl Mannheim würde man sich allerdings mehr erwarten.

Der besondere Charakter, die Lebendigkeit und Lesbarkeit des Buches von Michaela Pfadenhauer erklären sich daraus, dass es sich zu guten Teilen aus ausführlichen und intensiven Gesprächen mit Peter L. Berger speist. Es entspricht aber wohl auch dem intellektuellen Habitus dieses Soziologen, dass sich die Darlegungen zu seinem Denkweg und Werk mehr als sonst üblich (und möglich) mit Lebensgeschichtlichem und auch Anekdotischem verbinden, so etwa im Hinblick auf die Begegnung und nachfolgende Zusammenarbeit mit Thomas Luckmann und Hansfried Kellner.

Zugleich ist es der Autorin aber darum zu tun, Bergers Denken und Werk in den größeren wirkungsgeschichtlichen und systematischen Bezügen sichtbar zu machen, in denen es sich herausbildet – die Orientierung an den Vorstellungen Max Webers von der Objektivität und Wertfreiheit sozialwissenschaftlicher Erkenntnis (79), an der mit Mannheim geteilten Annahme, dass „Sozialwissenschaftler eine (Bezugs-)Gruppe (...) bilden, deren Relevanzstruktur und Wissensvorrat man teilt“, sowie an den von Durkheim und Marx, Gehlen und Mead sowie von Alfred Schütz und William James her kommenden Begrifflichkeiten und Einsichten (27). Daneben werden Bergers Untersuchungen über Modernität und Pluralisierung, Religion und De-Säkularisierung sowie über Kultur und so-

zioökonomischen Wandel eingehend behandelt, aber auch die ganz grundlegende Frage, wie es möglich sei, dass subjektiv gemeinter Sinn zu objektiver Faktizität wird (28f.). Den prinzipiellen Unterschied der „neuen“ Wissenssoziologie Bergers und Luckmanns zur „alten“ sieht Pfadenhauer in der Befreiung vom Primat philosophischen Denkens (97).

Harold Garfinkel verdankt die Ethnomethodologie ihren eigentümlichen Namen und mit „*Studies in Ethnomethodology*“ (1967) auch ihr grundlegendes Werk, in dem die methodologischen Reflexionen und Vorgaben an exemplarischen empirischen Studien umgesetzt und erprobt werden. Dirk von Lehn beschreibt die Entstehung und (zögerliche) Anerkennung des dezidiert gegen den soziologischen Mainstream gerichteten Unternehmens ebenso wie die von ihm provozierte scharfe, bis zum Vorwurf der „Antisozio­logie“ (66) reichende Kritik, die Aufspaltung in verschiedene Denkschulen ebenso wie die Einwirkung auf die Soziologie insgesamt, insbesondere auf die Durchsetzungsdynamik der qualitativen Methodik. Der von Parsons und Goffmann, Schütz und Mannheim herrührende Einfluss wird behandelt, besonders hervorgehoben aber der Anschluss an Felix Kaufmanns Methodenbegriff. Danach ist unter Methode ein „Regelwerk“ zu verstehen, „das erst in seiner Benutzung durch die Teilnehmer hervorgebracht wird“, Regeln seien „nicht Anweisungen, denen Teilnehmer blind folgen, sondern [...] Eigenschaften von Situationen, in die Teilnehmer eintreten (63)“. Wie das gemeint ist, exemplifiziert Lehn unter anderem, Askin, Carter und Wood (1981) zitierend, am Basketballspiel. Hier schließen die Teilnehmer an einen vorgefundenen Kontext an und setzen ihn fort – was zählt ist nicht das Regelwerk, sondern das Handeln der Akteure in einer Situation: „Wenn es zu Ereignissen kommt, die das Basketballspiel in Frage stellen, dienen die Spielregeln den Schiedsrichtern als Ressource, um ihre Entscheidungen, in das Spiel einzugreifen, zu begründen (63).“

Über die – allerdings sehr starke – Beförderung der qualitativen Verfahren der Datenerhebung hinaus hat die ethnomethodologische Herausforderung, von der Genderforschung (116) und kleineren Teilen der Organisationssoziologie (117) abgesehen, nach Lehn die Entwicklung der Soziologie – gerade der bundesrepublikanischen – überraschend wenig beeinflusst. Das gelte auch für die Wissenssoziologie, in der es trotz einiger Bemühungen in dieser Richtung bis heute nicht gelungen sei, Garfinkels Ethnomethodologie zu etablieren (121). Das Buch intendiert und ist geeignet, zur Revitalisierung einer Herausforderung beizutragen, bei der es um nichts Geringeres geht als um die Voraussetzungen, die Methoden und die Grenzen der wissenschaftlichen Selbstobjektivierung sozialer Wirklichkeit.

Ungeachtet seiner intellektuellen Anspruchshöhe erfüllt das Buch von Heike Delitz die Aufgabe, in Denken und Werk Arnold Gehlens einzuführen, und dies im doppelten Sinne. Zunächst, weil es wegen seiner gedanklichen und sprachlichen Klarheit und seines Aufbaus durchaus geeignet erscheint, einen ersten Zugang zu eröffnen, dann aber auch insofern, als es der Autorin darum zu tun ist, die Bedeutung des *Soziologen* Arnold Gehlen allererst in der rechten Weise und im ganzen Umfang vor Augen zu führen. Allerdings hat ihr Anspruch, dass es, von *Die Institutionenlehre Arnold Gehlens* von Friedrich Jonas (1966) abgesehen, bisher keine Einführung in dessen „soziologische Theorie“ (11) gebe, etwas Irritierendes, und dies in mehrfacher Hinsicht. Zunächst insofern, als diese Behauptung es erfordert, eine große Zahl von früheren Arbeiten (Monographien und Aufsätzen) entweder ganz zu übersehen oder schnell abzutun, insbesondere mit der Bemerkung (14), sie seien „oft“ aus einer zu jener Zeit vorherrschenden „ideologiekritischen“ (soll sagen: der Sache Gehlens nicht gerecht werdenden) Perspektive verfasst worden. Darüber hinaus

überzeugt es nicht, die von ihr vor allem – kenntnisreich, genau und systematisch – dargestellten Hauptwerke Gehlens (*Der Mensch; Urmensch und Spätkultur; Moral und Hypermoral; Zeit-Bilder*) unter „soziologische Theorie“ zu subsumieren, weil sich das, wie H. Delitz gelegentlich (127) selbst anmerkt, weder mit Gehlens Selbsteinschätzung (etwa als „empirische Philosophie“) noch mit der diese Werke tatsächlich verbindenden, also dominanten Problemstellung und Gedankenführung deckt. Schließlich äußert Gehlen, der sich in vielen seiner Publikationen zweifellos *auch* als Soziologe von besonderem Rang hervorgetan hat, in seinen späten Jahren (*Genese der Modernität*, 1966) die Auffassung, dass sich „ein Zug“ der Soziologie zur Modernität gerade in ihrer „Emanzipation von theoretischen Ambitionen“ zeige.

Gehlens Soziologie ist nach Heike Delitz wesentlich Wissenssoziologie, nicht nur im Sinne einer intradisziplinären Spezialisierung, sondern in dem weiteren, grundlegenden Sinne, in dem sie, vor allem vermittelt durch Peter L. Berger und Thomas Luckmann, eine eigene Denktradition der Soziologie *als* Wissenssoziologie inspiriert hat. Damit ist das getroffen, was soziologisch von der dezidiert antibiologischen „Anthropobiologie“ und der darauf aufbauenden Institutionenlehre zu lernen ist, und es ist natürlich auch richtig, sofern die Gehlenschen „Gegenwartsdiagnosen“ (Kap. VI. und VII.) einschließlich der Ästhetik als „wissenssoziologisch einschlägig“ (20) zu gelten haben und *Moral und Hypermoral* sich wissenssoziologisch, genauer als „*ethossoziologisches* Werk“ (110) lesen lässt. Wirklich überzeugend wäre die Ein- und Zuordnung aber nur dann, wenn die Autorin *täte*, was sie ankündigt: die solcher Wissenssoziologie eigentümliche Selbstanwendung (von ihr, *horribile dictu*, „Autosozologie“ genannt; 126f.) an Gehlens Denken und Werk zu erproben – also nicht nur auf die ideologiekritischen Motive in Gehlens Gegenwartsdiagnosen (insbesondere in der Intellektuellen-, Sozialstaats- und Moralkritik) zu verweisen, sondern diese „polemischen auf die Gegenwart gerichteten Äußerungen“ (72), aber eben auch die Anthropobiologie und die „Sozialtheorie“ (*ibid.*) auf die darin wirksamen persönlichen Wertpräferenzen und sozio-politischen Ideologeme hin zu analysieren, aus denen sich die Klar- und Scharfsichtigkeit des Gehlenschen Blicks ebenso erklärt wie seine Blindstellen und Verzerrungen. Karl-Siegbert Rehberg, dessen Leistungen in der Gehlenforschung von Delitz gehörig herausgestellt werden, glaubte einst (1979) in Webers Soziologie ein „großbürgerliches Aktionsmodell“ aufdecken zu können. Was wäre von einem solchen Ansatz zu erwarten, wenn er auf Gehlen übertragen und gefragt würde, wie dessen Aristokratismus resp. „fatalistisch-stoischer Zynismus“ (Rehberg, zit. Delitz, 17) das Erkenntnisinteresse und das Erkannte, die „polemischen [...] Äußerungen“ ebenso wie die „theoretische Argumentation“ (110) bestimmte und begrenzte? Heike Delitz spielt Gehlens Rechtfertigung „oberster Führungssysteme“ in der 1. Auflage von *Der Mensch (1940) als „opportune Formulierungen“* (24) herunter, der in die gleiche Richtung zielende, aber ideologisch neutralisierte Zynismus staatlicher Macht in *Moral und Hypermoral* (1969), einer als „Kampfschrift“ gemeinten Publikation, bleibt ganz unerwähnt. In dieser keineswegs nebensächlichen Hinsicht wird die Autorin weder ihrem eigenen Anspruch noch Arnold Gehlen gerecht, und das tut dem Wert dieser in weiten Teilen höchst instruktiven Einführung Abbruch.

Die *relative* Wunsch- und Nutzbarkeit der von Dietmar J. Wetzel verfassten Einführung in Leben, Denken und Werk von Maurice Halbwachs wird man besonders hoch einschätzen, weil es bei ihm, anders als bei Weber, Marx, Simmel, Durkheim und sogar Gehlen, insbesondere in deutscher Sprache an diesen Zweck erfüllenden Publikationen

sehr mangelt. Das hat gewiss damit zu tun, dass Halbwachs hierzulande überhaupt nur wegen *Les cadres sociaux de la mémoire* (1925; deutsch 1985) und *Le mémoire collective* (1950; deutsch 1967) als Klassiker der (Wissens-)Soziologie gilt, und daran hat die seit 2001 erscheinende Werkausgabe in deutscher Sprache bisher wohl wenig geändert.

Zum soziologischen Klassiker wird man mit einem ganz eigenen System oder mit einem einzigen bahnbrechenden Buch, gelegentlich aber auch mit nicht viel mehr als einer Begriffsprägung – wie Ferdinand Tönnies mit seiner Unterscheidung oder eben Maurice Halbwachs mit seinem Begriff der „*mémoire collective*“. Im Zuge der Konjunktur des Gedächtnisthemas wurde er, was die genannten Bücher angeht, zu einem tatsächlich gelesenen und kritisch erörterten Autor. Dietmar J. Wetzel will mit seiner Einführung darüber hinaus zeigen, dass die originäre Forschungsleistung von Halbwachs sich darin keineswegs erschöpft, dass auch andere Teile des Werkes (die zur Entwicklung und Anwendung statistischer Verfahren und zur Klassenproblematik vor allem) vielmehr, jedenfalls in der französischen Soziologie, zum klassischen Bestand zählten und dass entsprechende Rezeptionsansätze auch in der deutschen Soziologie sich abzeichnen und Förderung verdienen.

Das informationsreiche, auch in lebens- und *werkgeschichtlicher* Hinsicht sehr instruktive, das soziologische Denken von Halbwachs in die Entwicklung der französischen und auch der internationalen (etwa US-amerikanischen) Soziologie einordnende und Bezüge sowohl zu anderen Wissenschaften als auch zu gegenwärtigen Forschungsproblemen herstellende Buch wird dieser Aufgabe durchaus gerecht. Allerdings enthält es einige Redundanzen und manche überflüssigen, da sehr Marginales betreffenden Zitate aus der Sekundärliteratur. Da und dort vermisst man aber auch genauere Auskünfte, so hinsichtlich der Frage, was Halbwachs zu seiner sehr frühen Rezeption und Vermittlung der Weberschen Soziologie motivierte – und warum er damit in seiner Zeit nicht durchdrang.

Das Buch ist, alles in allem, lebendig und klar geschrieben, also gut lesbar. Gerade darum fallen einige sprachliche Nachlässigkeiten besonders auf. Sie lassen sich, wie in anderen Fällen, vielleicht damit erklären, dass ein Vorlesungs-Skript nicht gründlich genug bearbeitet wurde, bevor es als Buch heraus gebracht wurde.

Zwei Schlussbemerkungen

Eine gewiss nicht zureichende, aber doch mögliche und zu statistischen Zwecken brauchbare Definition von Klassikern könnte lauten: Klassiker sind Gelehrte, denen früher oder später nach ihrem Tod (je öfter und später, desto besser), manchmal auch schon zu Lebzeiten, Einführungen gewidmet werden, in denen die bleibende und/oder die jeweils besonders aktuelle Bedeutung des von ihnen Geleisteten dargelegt wird. Allen hier besprochenen Einführungen ist dies gelungen, bei allen darin behandelten Soziologen ist mit guten, obzwar unterschiedlichen Gründen entweder eine altbewährte Klassiker-Vermutung bekräftigt oder eine eher schwache gestärkt, eine verblasste mit neuem Glanz versehen, eine noch zu bewährende befördert worden. Die Prüfung wurde also von allen überzeugend bestanden, Prüfverfahren und Prüfkriterien gaben bei aller Verschiedenheit und ungeachtet der überwiegend positiven Voreingenommenheit der Prüfenden keinen Anlass zu größeren Bedenken.

Dem von den Autorinnen und Autoren Intendierten und Geleisteten gerecht zu werden, gelingt vielen Einzelbesprechungen nicht, Sammelbesprechungen vermögen es jeden-

falls nur in den ihnen gesetzten, sehr engen Grenzen. Unter diesem Vorbehalt hoffen wir, die Stärken der behandelten Bücher gehörig hervorgehoben, weniger Überzeugendes nicht ungehörig betont und uns im einen wie im anderen Fall verständlich gemacht zu haben. Für die Mühen des Rezensierens gab es zur Belohnung viel Neues, Instruktives und auch manches Provokante zu lesen. Vor allem erfreulich war die Erfahrung, dass der Erkenntniswert des Klassischen auch in der Soziologie keine Frage des Alters ist, weder des Alters der Sache noch derer, die sich in der einen oder anderen Weise mit ihr beschäftigen.

Literatur

- Askin, Roy L. / Carter, Timothy J. / Wood, Michael* (1981), Rule enforcement in a public setting: the case of basketball officiating, *Qualitative Sociology* 4, 2, S. 87–101.
- Bohnsack, Ralf* (1991), Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. Opladen: Leske + Budrich.
- Garfinkel, Harold* (1967), *Studies in Ethnomethodology*. Cambridge: Polity Press.
- Horkheimer, Max* (1982 [1930]), Ein neuer Ideologiebegriff?, in: V. Meja & N. Stehr (Hrsg.), *Der Streit um die Wissenssoziologie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 474–496.
- Matthiesen, Ulf* (1989), Kontrastierung/Kooperation. Karl Mannheim in Frankfurt (1930–1933), in: H. Steinert (Hrsg.), *Die (mindestens) zwei Sozialwissenschaften in Frankfurt und ihre Geschichte (Studientexte zur Sozialwissenschaft, FB 03, J.W.Goethe-Universität, Sonderband 3)*, Frankfurt a. M., S. 72–87.
- Mauss, Marcel* (1992), Introduction, In: Émile Durkheim, *Le socialisme*. Paris: Presses Universitaires de France, S. 27–31.
- Müller, Hans-Peter* (2003), Émile Durkheim (1858–1917), in: D. Kaesler (Hrsg.), *Klassiker der Wissenssoziologie*, Bd. 1: Von Auguste Comte bis Norbert Elias. München: Beck, S. 150–170.
- Rehberg, Karl-Siegbert* (1979), Rationales Handeln als großbürgerliches Aktionsmodell: Thesen zu einigen handlungstheoretischen Implikationen der „Soziologischen Grundbegriffe“ Max Webers. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 31, 2, 199–236.
- Steinert, Heinz* (2010), Max Webers unwiderlegbare Fehlkonstruktionen. Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, Frankfurt a. M.: Campus.
- Weiß, Johannes* (2011), Was steckt dahinter? Besprechung von Heinz Steinert (2010), in: *Arch. europ. sociol.*, LII, 3, 380–387.